

Peter WEICHHART, Wien

## Risiko – Vorschläge zum Umgang mit einem schillernden Begriff

### Summary

The term “risk”, which has been increasingly used in geography in recent years, is generally regarded as an ambiguous term, which substantially reduces its usefulness. To solve this problem, the author discusses an approach based upon language pragmatics. He proposes to combine discourse analyses with analysis of form (as applied by Distinction Theory). The hypothesis that ambiguous terms are characterised by diverse degrees of distinction serves as starting point for discussion. When form analysis is employed, the specific variant of meaning of a term is determined by the corresponding opposite.

Moreover, the various meanings of “risk” are outlined briefly by referring to some of the most relevant attributes associated with them. A major result of this analysis is that the variations of meanings reflect the diverse purposes (*Erkenntnisinteressen*) for which they are used. In conclusion, the ambiguity of the concept of risks should not be looked upon as a negative, but rather as an advantage, as this opens a wide field of options for analysis and insight.

### Fragestellung

Der Begriff „Risiko“, der seit den 1980er-Jahren im Zentrum verschiedener sozial- und naturwissenschaftlicher Diskurse steht, wird in den letzten Jahren auch in der Geographie vermehrt verwendet. Nach der subjektiven Wahrnehmung des Autors sind dabei einige bemerkenswerte Tendenzen zu beobachten. Erstens fällt auf, dass „Risiko“ in unserem Fach weit überwiegend im Sinne von „Naturrisiko“ gebraucht wird. Wenn innerhalb der Geographie von „Risikoforschung“ die Rede ist, geht es in der Regel um Problemstellungen, die etwas mit Naturgefahren zu tun haben. Es steht aber zweifelsfrei fest, dass der Risikobegriff auch für eine ganze Reihe sozio-ökonomisch, kulturell oder politisch induzierter Krisenlagen von Bedeutung ist. Zweitens scheinen sich die meisten Autoren darüber einig zu sein, dass „Risiko“ ein überaus vager, unscharfer und „schillernder“ Begriff ist, dessen Brauchbarkeit als präzise gefasster Terminus technicus deshalb vielfach in Frage gestellt wird. Üblicherweise wird in diesem Zusammenhang auch die Forderung aufgestellt, endlich zu einer Präzisierung und eindeutigen Festlegung zu gelangen. „Der Begriff des Risikos besitzt demnach alle Nachteile eines nicht definierten Begriffs, nämlich Uneindeutigkeit, Widersprüchlichkeit und hohe Fluktuation der Bedeutungen“ (GAZSÓ 2005, 1). „Apparently, the term risk is subject to a growing variety of changing meanings“ (FUCHS 2004, 8). Bei Erörterungen zu diesem Thema auf

verschiedenen Tagungen oder Workshops war immer wieder auch die Forderung zu hören, man möge sich doch endlich auf *eine einheitliche Risikodefinition einigen*. Als Strategie einer Art „Dissonanzbewältigung“ kann man schließlich noch die Aussage einstufen, es gebe in den einschlägig arbeitenden Wissenschaften eben verschiedene Auffassungen zu diesem Begriff, die man zur Kenntnis zu nehmen und zu akzeptieren habe. Nicht selten wird auch die Auffassung vertreten, es gäbe eben ein sozialwissenschaftliches und ein naturwissenschaftliches Risikoverständnis (GLADE 2007). Damit wird einerseits impliziert, dass beide Auffassungen gerechtfertigt sind, andererseits aber klargestellt, dass beide Konzepte jeweils nur (aber ausschließlich) für die eigene Wissenschaftskultur adäquat, für die andere aber nicht relevant seien.

Im Folgenden möchte der Autor einige Überlegungen darüber anstellen, wie wir mit dieser etwas verfahrenen Situation umgehen sollten. Sollte der Begriff „Risiko“ wegen seiner evidenten Vagheit und Mehrdeutigkeit einfach verworfen werden? Sollte man versuchen, eine einheitliche und für alle beteiligten Forschungsrichtungen gemeinsam akzeptierte und quasi „endgültige“ Definition zu kreieren? Oder wäre es vernünftig, für die Wissenschaftshauptgruppen differente und nur für den jeweils eigenen Bereich gültige Risikokonzepte zu entwickeln und die sich dabei offenbaren Diskrepanzen als Reflexion der (möglicherweise sogar ontologisch begründeten) Unterschiede zwischen den von ihnen darzustellenden Realitätsbereichen achselzuckend zur Kenntnis zu nehmen?

### **Ein sprachpragmatischer Lösungsvorschlag**

Allgemein formuliert, geht es hier also um die Frage, wie man sinnvoll mit „schillernden“ Begriffen umgeht, die in unterschiedlichen (aber auch in spezifischen) Denkkontexten unterschiedliche Bedeutungen besitzen. In lebens- und alltagsweltlichen Diskursen dieser Art tendieren wir spontan dazu, nach der „wahren“ Bedeutung der betreffenden Begriffe zu suchen: „Ja was *ist* denn ‚Risiko‘ *eigentlich*?“ Bedauerlicherweise sind eine derartige sprachrealistische Fragehaltung und die Suche nach einer „Primärbedeutung“ von Begriffen auch in wissenschaftlichen Diskursen nicht unüblich. Dabei geht man gerne von einer etymologischen Analyse aus, rekonstruiert die indogermanische Wurzel, zitiert aus dem Althochdeutschen oder verweist auf den Sprachgebrauch in der Antike, im alten Persien oder in Ägypten. Derartige Reflexionen belegen zwar den hohen Bildungsstatus der Sprecher, leisten aber bedauerlicherweise nicht den geringsten Beitrag zur Lösung des anstehenden Problems, denn es gibt keine „wahren Bedeutungen“ oder absolut zu setzenden Definitionen von Begriffen. Begriffsbedeutungen stellen immer *Zuschreibungen* dar, die von bestimmten Sprechern in bestimmten Situationen zu bestimmten Zwecken vorgenommen werden. Bei „schillernden“ Begriffen empfiehlt es sich also, eine sprachpragmatische Fragehaltung einzunehmen und eine Rekonstruktion derartiger Zuschreibungsprozesse vorzunehmen.

Als methodischer Ansatz zu einer solchen Rekonstruktion der Bedeutungsvarianten von „Risiko“ bietet sich etwa die *Diskursanalyse* an. Unter „Diskursen“ versteht man „... öffentliche, geplante und organisierte Diskussionsprozesse ...“ die sich auf je spezifische Themen von allgemeinem gesellschaftlichen Belang bezie-

hen. In der Verwendung dieses Begriffs kommt eine gesteigerte Aufmerksamkeit für die gesellschaftliche Bedeutung von Kommunikations- und Argumentationsprozessen sowie der sprachvermittelten Wahrnehmung bzw. Konstruktion von Wirklichkeit zum Ausdruck“ (KELLER et al. 2001, 7). Die Diskursanalyse lässt sich natürlich auch zur Rekonstruktion von wissenschaftlichen Diskursen und Argumentationszusammenhängen einsetzen. Es handelt sich dabei um eine Vorgangsweise, deren theoretische Grundlegung im Rahmen spezifischer erkenntnistheoretischer Vorgaben u.a. durch Michel FOUCAULT (z.B. 1974) erfolgte, die heute aber als weitgehend paradigmunenabhängige kultur- und sozialwissenschaftliche Analysemethodik zum Einsatz kommt. Erste Versuche einer diskursanalytischen Behandlung des Risikobegriffs, auf die im Folgenden noch näher eingegangen wird, finden sich etwa bei C. LAU (z.B. 1989).

Einen anderen methodischen Zugang zur Behandlung des Problems „schillernder Begriffe“ bieten distinktionstheoretische Überlegungen. Dabei geht man davon aus, dass Informationsverarbeitung, Denkvorgänge und Beobachtungen nur dann möglich werden, wenn wir in der Lage sind, Differenzen oder Unterschiede der im Denken oder der Beobachtung prozessierten Gegenstände oder kognitiven Konstrukte wahrzunehmen. Die Reflexion einer solchen Beobachtungs- oder Prozessierungspraxis wird als Distinktionstheorie bezeichnet. Eine besonders elaborierte Version dieser Theorie wurde von Rodrigo JOKISCH (z.B. 1996; 1999 oder 2000) vorgelegt. „Eine solche Theorie der Distinktionen ermöglicht es uns, jegliche Identität, die wir im Alltag beobachten, wissenschaftlich als eine Form von Distinktion<sup>1</sup> zu erschließen“ (JOKISCH 1999, 83).

JOKISCH verweist bei der Erläuterung des Distinktionskonzepts auf ein sehr einleuchtendes Gedankenexperiment, das sich bei B.L. WHORF (1963, 9) findet: „Wie würde eine Welt aussehen, in der alles, also restlos alles in ihr blau wäre?“ Die Antwort müsste lauten: Man würde die Farbe Blau gar nicht zur Kenntnis nehmen und somit gar nicht wissen können, dass die Welt tatsächlich blau ist. Warum? Weil es dabei in so einer Welt nur eine einzige Farbe gäbe, die bar jeglichen Unterschieds zu anderen Farben wäre, also bar jeglicher farblicher Distinktion. Mehr noch, man würde nicht einmal mit der Bezeichnung Farbe etwas anfangen können. Ich kann die Farbe Blau in ihrer Qualität erst dann wahrnehmen, wenn ich das Auge ab und zu auch einmal auf eine andere Farbe, wie zum Beispiel Gelb, richte ... Ein zweites Gedankenexperiment verbirgt sich hinter der Aussage: ‚Fische sind die einzigen Tiere, die nicht wissen, was Wasser ist.‘ Warum? Weil Fische sich im Medium Wasser bewegen und weil es für sie zu diesem Medium keine Alternative gibt. Es existiert – für Fische – zum Wasser nichts Gleichwertiges, was von ihm distinguiert werden könnte. Erst der Wechsel von Wasser und Luft weckt das Bewusstsein für die Eigenart des Wassers“ (JOKISCH 1999, 83/84).

Auch das Werk von Niklas LUHMANN (z.B. 1987) ist in grundlegender Weise distinktionstheoretisch fundiert. Abgesehen vom Differenz-Theorem der autopoietischen Systemtheorie, welches die funktionale Bedeutung von System-Umwelt-

<sup>1</sup> Dieses formal-epistemologisch und sprachanalytisch ausgerichtete Distinktionsverständnis darf nicht mit dem Konzept der Distinktion in der Habitustheorie von P. BOURDIEU (1987) verwechselt werden. Hier handelt es sich um ein sozialtheoretisches Konzept, welches die soziale Handlungspraxis von Subjekten zur „Inszenierung“ der eigenen Person und ihrer Positionierung in der Statushierarchie des Sozialsystems darstellt.

Differenzen in den Vordergrund stellt, setzt er mit der Idee der „Leitdifferenz“ ein distinktionstheoretisches Konzept als analytisches Instrument ein. Er verwendet diesen Begriff zur Charakterisierung „gesellschaftlicher Teilsysteme“ (Wirtschaft, Recht, Politik ...). Diese Systeme orientieren sich an einer Leitdifferenz, die auch als „Code“ des Systems bezeichnet wird. So gelten „Wahrheit“ versus „Nichtwahrheit“ als Leitdifferenz der Wissenschaft, „Recht“ versus „Unrecht“ im Rechtssystem etc. In der Zwischenzeit wurde der Begriff aus dem Kontext der LUHMANNschen Systemtheorie gleichsam herausgelöst und als generelles analytisches Konzept für sprachpragmatische Reflexionen verwendet.

Distinktionstheoretische Ansätze beziehen sich letztlich – explizit oder implizit – auf das 1969 erschienene Buch „Laws of Form“ des Mathematikers George SPENCER-BROWN. In dieser Arbeit wird gezeigt, „... dass die Algebra als Grundgegebenheit sowohl der Wahrnehmung als auch jeden gedanklichen Vorganges dient. Spencer-Brown reduzierte die Mathematik auf einen einfachen Dualismus, der sich an einer Grenze zwischen zwei Seiten vollzieht. Er geht dabei davon aus, dass ein ‚Universum zum Dasein gelangt, wenn ein Raum [durch eine Unterscheidung] getrennt oder geteilt wird‘ (98, Einschub H.E.). Umgekehrt gesagt bedeutet dies, dass nichts zum Dasein gelangt, wenn nichts unterschieden wird. Der Begriff Form bezeichnet damit die Einheit der Differenz der beiden Seiten, die durch eine Unterscheidung unterschieden werden“ (EGNER 2006, 98). Anders formuliert: „Eine Definition oder eine Unterscheidung fungiert als die Grenze oder Beschreibung sowohl des Dinges als auch dessen, was es nicht ist. Indem man eine Seite bezeichnet, verweist man gleichzeitig auf die andere Seite derselben Form“ (ebd.).

Indem wir also eine Unterscheidung treffen, markieren wir eine Grenze, durch die ein bestimmter Gegenstand, eine Idee, ein Konzept, gleichsam „zum Dasein gelangt“: „... erst durch unsere Beobachtung (genauer: durch Unterscheidung von etwas von etwas anderem) bringen wir die Welt, die um uns herum besteht, hervor“ (ebd.).

Der Vorschlag des Autors zur „Lösung“ des Problems der „schillernden“ Bedeutungsvielfalt des Risiko-Begriffs besteht nun darin, eine diskursanalytische Zugangsweise mit „Form-Analysen“ im Sinne der Distinktionstheorie zu kombinieren. Ausgangspunkt ist die These, dass „schillernde“ Begriffe *unterschiedliche Distinktionsvalenzen* besitzen. Was „Risiko“ bedeuten kann (bzw. bedeuten soll), wird ausschließlich dadurch konstituiert, wovon dieser Begriff unterschieden wird. Eine Bedeutungsanalyse muss demnach die „ganze Form“ erfassen, also „Risiko“, die Grenze und den „Gegenbegriff“, von dem „Risiko“ jeweils abgesetzt und unterschieden wird. Erst mit der Gesamtform gelangt ein spezifisches Risikoverständnis „zum Dasein“. Solche Form-Analysen sind für die verschiedenen Risikodiskurse vorzunehmen, womit das Gesamtspektrum und die unterschiedlichen Zwecksetzungen der Bedeutungszuschreibungen transparent gemacht werden können. Eine Rekonstruktion der verschiedenen Distinktionsvarianten in gleichen oder unterschiedlichen Diskurszusammenhängen erscheint also besonders hilfreich, um die Dimensionalität von Begriffen und ihre Brauchbarkeit für spezifische wissenschaftliche Fragestellungen und Erkenntnisobjekte abzuklären. Die Form-Analyse lässt sich dabei auch für Attribute anwenden, die den verschiedenen Risikokonzepten zugeschrieben werden.

### Distinktionsdimension „Risiko versus Chance“

Diese Dimension steht in ökonomischen Diskursen im Vordergrund. Sie ist mit den Attributzuschreibungen „Unsicherheit“ und „Ertrag“ verknüpft. „Risiko“ bezeichnet hier den Sachverhalt, „... dass die wirtschaftlichen Folgen von Handlungen unsicher sind, wobei abweichend von der Alltagssprache neben den ungünstigen auch die günstigen ‚Überraschungen‘ gemeint sind“ (HOLZHEU 1987, 12). Im Rahmen dieser Distinktionsdimension wäre also auch ein Lotto-Sechser im Kontext von „Risiko“ zu diskutieren. „Als Risiko bezeichnet man bei unternehmerischen Entscheidungen die Möglichkeit der Abweichung des tatsächlichen Ertrages vom erwarteten Ertrag“ (KYRER, 2005, S. 105). Als ökonomische Grundregel gilt dabei, dass ergiebiger Formen ökonomischen Handelns in der Regel mit größerer Unsicherheit behaftet sind. „Insofern kostet mehr Sicherheit einen Verzicht auf an sich mögliche ergiebiger Produktion, also auf Realeinkommen“ (HOLZHEU 1987, 13).

Die Zitate belegen, dass bei dieser Dimension ein *aktives Handeln* menschlicher Akteure sowie ein bewusstes Entscheidungskalkül im Vordergrund stehen. „Risiko“ kennzeichnet hier die Möglichkeit eines Nachteils oder Schadens, die bewusst in Kauf genommen wird, um einen möglichen Nutzen oder Ertrag zu realisieren. Im Kontext des ökonomischen Handelns ist dabei das völlige Ausschalten eines möglichen Schadens unmöglich, ein Restrisiko bleibt auch bei extremer Risikoaversion bestehen. Die bei dieser Distinktionsdimension relevante Struktur der Form wird in Abbildung 1 symbolisiert.

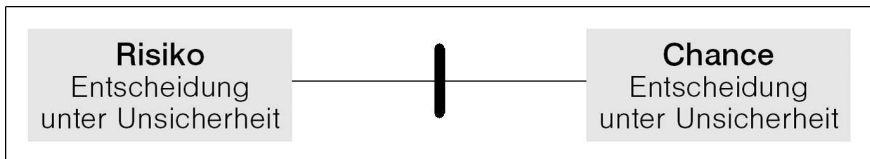


Abb. 1: Distinktionsdimension „Risiko versus Chance“

Bei dieser Distinktionsdimension sind ganz spezifische Attributzuschreibungen charakteristisch, deren Spektrum sich von den möglichen Attributen anderer Distinktionsdimensionen zum Teil erheblich unterscheidet. Die hier entscheidende Attributzuschreibung ist der Ertrag. Dargestellt als Form (Abb. 2), sind hier Schaden oder Verlust auf der einen und Nutzen bzw. Gewinn auf der anderen Seite voneinander abzugrenzen.

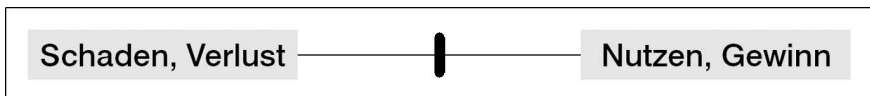


Abb. 2: Attributzuschreibung „Ertrag“

Die von Ausübenden bestimmter Extremsportarten gerne verwendete Formulierung „no risk – no fun“ deutet darauf hin, dass das Attribut „Ertrag“ die *unterschiedlichsten Ausprägungen* aufweisen kann. In einem wirtschaftlichen und versiche-

rungstechnischen Kontext steht in der Regel eine monetäre Bewertung von Verlust oder Gewinn im Vordergrund. Das Attribut „Ertrag“ kann aber auch auf einer ideellen Bewertungsebene abgebildet werden. Gewinn oder Verlust können auch als psychische Phänomene wirksam werden (Verunsicherung, Angst, „Fun“) und Rückwirkungen auf die Ich-Identität von Akteuren haben. Die inhaltliche Ausprägung von Schaden oder Nutzen kann auch sozial attribuiert werden und sich im Sinne von Prestigegewinn, Akkumulation von Sozialkapital oder sozialer Ächtung manifestieren. Dabei sind in konkreten Fällen bei unterschiedlichen Ausprägungen auch gegensätzliche Bewertungen möglich: Ein ökonomischer Schaden kann unter Umständen einen hohen psychischen oder sozialen Gewinn oder Nutzen bringen – und umgekehrt. Überdies ist klar, dass die Bewertung des Attributs „Ertrag“ auf den verschiedenen Ausprägungsebenen von den unterschiedlichen Wertesystemen der jeweiligen Akteure abhängt. Was für einen Akteur einen Schaden bedeutet, kann sich für einen anderen durchaus als Nutzen darstellen.

Weitere wichtige Attributausprägungen wären Vulnerabilität, Resilienz oder „Verantwortlichkeit“ – womit das Spektrum möglicher Attributausprägungen aber keineswegs erschöpfend abgehandelt ist. Vulnerabilität kennzeichnet die Anfälligkeit oder Verletzbarkeit eines Akteurs gegenüber einem Schaden oder Verlust. Wer sein gesamtes Kapital in ein riskantes Spekulationsgeschäft steckt, steht im Schadensfalle vor dem finanziellen Ruin; wer nur ein streng limitiertes Risikokapital einsetzt, muss bei einem Totalverlust nicht vor den Konkursrichter. Die Attributausprägung „Verantwortlichkeit“ bezieht sich auf die Frage, ob die positiven oder negativen Ertragswerte jeweils den gleichen Akteur betreffen. In unseren gegenwärtigen sozioökonomischen Systemen ist es nicht selten so, dass Gewinne und Nutzen individualisiert, Verluste und Schäden aber sozialisiert werden (vgl. WEICHHART, im Druck).

Eine Attributzuschreibung, die auch für andere Distinktionsdimensionen relevant ist, stellt die Eintretenswahrscheinlichkeit dar. Zur Veranschaulichung dieser Attribuierung erscheint eine „Dreier-Distinktion“ (JOKISCH 1996) erforderlich (Abb. 3).

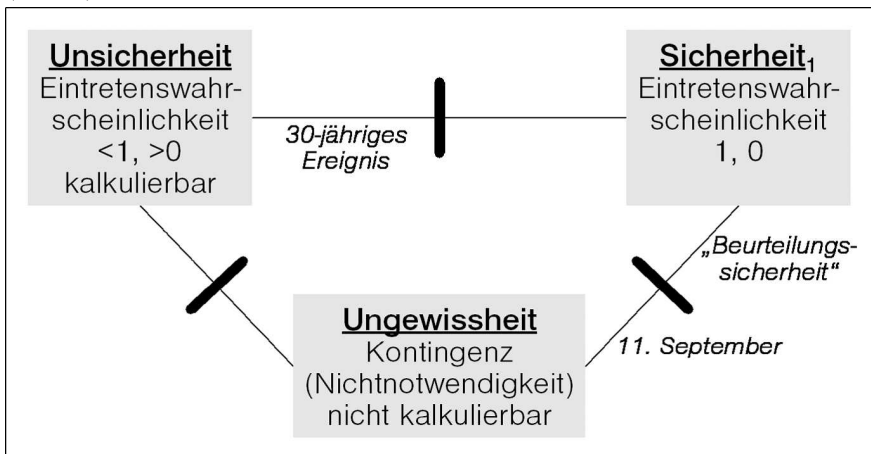


Abb. 3: Attributzuschreibung „Eintretenswahrscheinlichkeit“

In den verschiedenen Risikodiskursen wird die Wahrscheinlichkeit des Eintretens eines Ereignisses meist nur durch die Pole „Unsicherheit“ und „Sicherheit<sub>1</sub>“ charakterisiert. Unsicherheit liegt dann vor, wenn die Eintretenswahrscheinlichkeit  $>0$  und  $<1$  beträgt. Sicherheit besteht dann, wenn die Eintretenswahrscheinlichkeit den Wert 1 („Ereignis tritt mit Sicherheit ein“) oder den Wert 0 („Ereignis tritt mit Sicherheit nicht ein“) annimmt. „Sicherheit“ wird hier also im Sinne von „Beurteilungssicherheit“ verstanden und zur Unterscheidung von der im Folgenden angesprochenen zweiten Bedeutung des Wortes mit dem Index „1“ versehen. Unsicherheit wird dabei als grundsätzlich kalkulierbar angesehen.

Zu einer „Dreier-Distinktion“ muss diese Attributzuschreibung deshalb ausgeweitet werden, weil Ereignisse auch unter Bedingungen eintreten können, *die unter keinen Umständen vorhersehbar* sind und sich daher einer Kalkulation grundsätzlich entziehen. Eine derartige Ungewissheit besteht beim Auftreten von kontingenten Ereignissen. Kontingenz bedeutet „Nichtnotwendigkeit“. Kontingenz kann auf unterschiedlichste Weise entstehen. Handelnde Subjekte sind etwa eine bedeutsame „Quelle“ von Kontingenz. Sie haben das Potenzial, immer auch *anders* handeln zu können. So können Handlungen durchgeführt werden, die wider alle Vernunft, wider alle soziale Konvention und wider alle Normen verlaufen und die deshalb auch nicht vorhersehbar sind. Das Attentat vom 11. September wäre ein besonders dramatisches und konsequenzenreiches Beispiel.

Eine andere „Quelle von Kontingenz“ wäre das zeit-räumliche Zusammentreffen von Ereignissen, die bezüglich ihrer Entstehungsursachen miteinander nicht das geringste zu tun haben, in ihrer spezifischen Konstellation aber zu nicht vorhersehbaren und kausal nicht prognostizierbaren Konsequenzen führen. Wer ein Termingeschäft zu einem bestimmten Rohstoff abschließt, geht damit ein aus ökonomischer Sicht kalkulierbares Risiko ein. Wenn aber kurz vor dem Termin in jenem Staat, der Hauptexporteur dieses Rohstoffes ist, ein Militärputsch stattfindet, durch den die Wirtschaft des Landes für einige Zeit zum Erliegen kommt, dann wird dies unvorhersehbare Auswirkungen auf den Rohstoffpreis haben. Wenn kurz vor einem nicht aufregend schweren Erdbeben länger dauernde Starkregen stattgefunden haben, können durch diese kausal nicht verknüpfte Koinzidenz gravitative Massenbewegungen ausgelöst werden, deren Intensität niemand hätte vorhersehen können.

### Distinktionsdimension „Risiko versus Sicherheit<sub>2</sub>“

Diese Dimension steht in der allgemeinen Risikoforschung, in der ingenieurwissenschaftlichen und der versicherungstechnischen Diskussion im Vordergrund. Die Darstellung der Form (Abb. 4) zeigt in aller Deutlichkeit, dass hier eine ganz andere Bedeutung von „Sicherheit“ angesprochen wird.

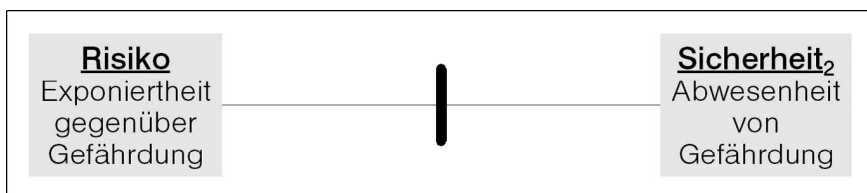


Abb. 4: Distinktionsdimension „Risiko versus Sicherheit<sub>2</sub>“

Bei „Sicherheit<sub>2</sub>“ geht es nicht um die Verlässlichkeit einer Beurteilung, sondern um die „Abwesenheit von Gefährdung“. Sicherheit<sub>2</sub> liegt dann vor, wenn man „in Sicherheit ist“, also weder an Leib und Leben noch hinsichtlich seiner Besitztümer in irgendeiner Form durch Gefahren bedroht wird. Dementsprechend ist „Risiko“ im Kontext dieser Dimension als „Exponiertheit gegenüber Gefährdungen“ zu verstehen. Wer sein Haus in einer Talaue errichtet, ist der Gefährdung durch Überschwemmungen ausgesetzt. Raucher und Fettleibige weisen eine deutlich höhere Exponiertheit gegenüber dem Risiko auf, einen Herzinfarkt zu erleiden.

Auch bei dieser Distinktionsdimension sind verschiedene Attributzuschreibungen relevant. Neben der schon besprochenen Eintretenswahrscheinlichkeit kann man hier das Attribut „Personenschaden“ anführen, das der Gefährdungsexposition eine spezifische Qualität verleiht. Weitere Attributzuschreibungen wären Sachschaden, Nutzungseinschränkungen oder Vulnerabilität, die jeweils mit unterschiedlichen Attributausprägungen verknüpft sind. Bei der Attributzuschreibung „Personenschaden“ wird die Ausprägung in der Regel zwischen den Polen „Gesundheitsgefährdung“ und „Lebensgefährdung“ dargestellt.

Das eben angesprochene Beispiel der höheren Exponiertheit von Rauchern und Fettleibigen gegenüber dem Herzinfarktrisiko zeigt in aller Deutlichkeit auf, dass unsere Konzepte von „Sicherheit<sub>1</sub>“ und „Sicherheit<sub>2</sub>“ als bloße Illusionen anzusehen sind. In der Realität ist es nämlich bedauerlicherweise so, dass auch Nichtraucher mit Idealgewicht von Herzinfarkten nicht völlig verschont werden, Sicherheit<sub>2</sub> hier also nicht gegeben ist. Und das Grundproblem bei Sicherheit<sub>1</sub> liegt darin, dass wir die Zukunft unter keinen Umständen wissen können. Wer hätte im Frühjahr 1989 die Wende vorhergesehen?

Für N. LUHMANN folgen Risikoprobleme aus dem Spannungsverhältnis zwischen Zeitdimension und Sachdimension. „... im Falle von Risiken handelt es sich ja gerade nicht um eine Zukunft, bei der man gegenwärtig schon festlegen kann, wie andere sich in zukünftigen Situationen verhalten sollen“ (1991, 67). Ähnlich formuliert es J. WEICHELGARTNER (2002, 77; vgl. auch WEICHELGARTNER 2000 u. 2003): „Risikoprobleme vereinigen gewissermaßen zeitliche und soziale Kontingenz.“ Die Konzepte „Sicherheit<sub>1</sub>“ und „Sicherheit<sub>2</sub>“ täuschen also nur vor, „... dass man, wenn man das Risiko nicht eingehe, ‚sicher‘ handle. Da aber auch ein Nicht-Handeln riskant ist, kann es eine solche Sicherheit nicht geben. Die Sicherheit dient nur als Reflexionsbegriff und ist in Wirklichkeit ein leeres Konzept: Man gewinnt sie nie, und man kann sie auch nie erreichen. Und zwar ... auch durch Wissenschaft nicht. Denn ... [es gibt] ... noch keine wissenschaftlichen Verfahren, die die zeitliche Differenz von Entscheidungsgegenwart und Folgegegenwart aufheben können.“ (WEICHELGARTNER 2002, 77; vgl. dazu auch BÖSCHEN et al. 2004). R. JOKISCH (2000, 11) meint: „Sicherheit in Bezug auf das Nichteintreten künftiger Nachteile kann es gar nicht geben. Deshalb ist der Sicherheitsbegriff eine soziale Fiktion.“ Wenn man will, kann man zur Begründung dieses Faktums auch K.R. POPPERS (1976, z.B. 223) Erkenntnisse bei der Analyse des Induktionsproblems heranziehen.



### Distinktionsdimension „Risiko versus Gefahr“

Der Soziologe Niklas LUHMANN (1990 u. 1991) deutet den Risikobegriff neu und führt damit eine wichtige Attributdimension ein, die für unsere gegenwärtige Lage in der „Zweiten Moderne“<sup>2</sup> von besonderer Bedeutung ist und den Aspekt des *bewussten Entscheidungskalküls* in den Vordergrund stellt, den wir bereits beim ökonomischen Risikodiskurs angesprochen haben (vgl. dazu MACHA 1993).

Durch diese Distinktionsdimension werden wieder ganz andere Aspekte und Zusammenhänge der Alltagswelt und ihrer Problemkonstellationen in den Blickpunkt wissenschaftlicher Analysen gerückt. Die hier relevante Form (vgl. Abb. 5) lässt sich nach einem Zitat von N. LUHMANN (1997, 327) rekonstruieren: „Als Gefahr kann man jede nicht allzu unwahrscheinliche negative Einwirkung auf den eigenen Lebenskreis bezeichnen, etwa die Gefahr, dass ein Blitz einschlägt und das Haus abbrennt. Von Risiko sollte man dagegen nur sprechen, wenn die Nachteile einer eigenen Entscheidung zugerechnet werden müssen. Risiko ist mithin, anders als die Gefahr, ein Aspekt von Entscheidungen, eine einzukalkulierende Folge der eigenen Entscheidung.“

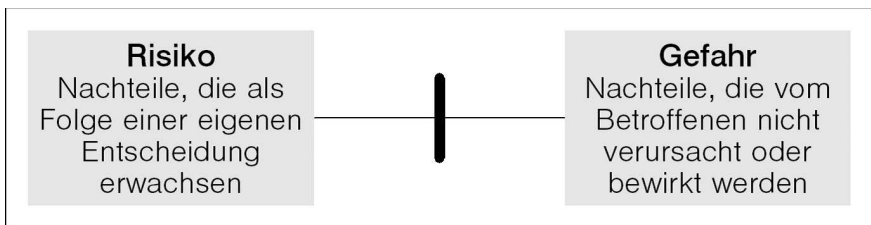


Abb. 5: Distinktionsdimension „Risiko versus Gefahr“

Im Rahmen dieser Distinktionsdimension wird ein Problem erkennbar, das für die aktuellen Gegebenheiten der Zweiten Moderne charakteristisch ist und auf eine besonders dramatische Konsequenz der Globalisierungsprozesse aufmerksam macht. N. LUHMANN (1997, 328) veranschaulicht dieses Problem mit seinem oft zitierten „Regenschirm-Beispiel“: „Die Unterscheidung von Gefahren und Risiken macht sogleich klar, dass die technologische Entwicklung, auch wenn sie in sich relativ ungefährlich wäre, zu einem Anschwellen der Risiken führt. Sie transformiert Gefahren in Risiken einfach dadurch, dass sie vorher nicht gegebene Entscheidungsmöglichkeiten schafft. Wenn es Regenschirme gibt, kann man nicht mehr risikofrei leben. Die Gefahr, dass man durch Regen nass wird, wird zum

<sup>2</sup> Der Begriff der „Zweiten Moderne“ wird von einer Gruppe von Autoren um Ulrich BECK verwendet. Er ist zurzeit nach der Wahrnehmung des Autors weder völlig scharf definiert noch hat er sich allgemein durchgesetzt. Er bezieht sich auf die gegenwärtig ablaufenden Prozesse der Globalisierung, des Umbaus der Ökonomie und des Staates sowie der Entwicklung einer Weltgesellschaft. Auf eine kürzest mögliche Formel gebracht, könnte man die Erste Moderne, die auf der Grundlage von Industrialisierung und Aufklärung entstanden ist, als das Zeitalter des „Entweder-Oder“, die Zweite Moderne als das Zeitalter des „Sowohl-als-Auch“ bezeichnen (BECK et al. 2004, 32). Die Begriffe „Postmoderne“, „Spätmoderne“ und „Postfordismus“ können nicht als Synonyme zur „Zweiten Moderne“ angesehen werden, weisen inhaltlich aber erhebliche Überschneidungsbereiche mit diesem Konzept auf (vgl. ebd.).

Risiko, das man eingeht, wenn man den Regenschirm nicht mitnimmt. Aber wenn man ihn mitnimmt, läuft man das Risiko<sup>3</sup>, ihn irgendwo liegen zu lassen.“

Die auf dieser Distinktionsdimension zentrale Attributzuschreibung ist die polare Gegenüberstellung von „Entscheider“ und „Betroffene“ (Abb. 6). Warum ist diese Distinktion heute so wichtig? Eine überzeugende Begründung findet sich schon bei U. BECK (1986). Er verweist nachdrücklich darauf, dass die Zweite Moderne unter anderem dadurch charakterisiert ist, dass in vielen Bereichen der gegenwärtigen sozialen, politischen und ökonomischen Welt die Entscheider oft *nicht* ident sind mit den Betroffenen. Dadurch werden im Verständnis LUHMANN'S *Risiken in Gefahren transformiert*.

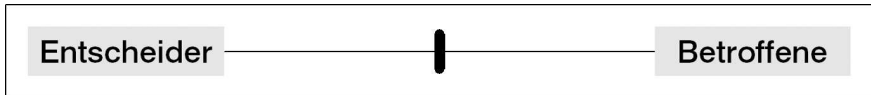


Abb. 6: Attributzuschreibung „Entscheider versus Betroffene“

In der Geschichte der Menschheit bis zur Gegenwart haben sich das Verhältnis von Risiko und Gefahr und dessen Deutung wesentlich verändert. In Anlehnung an C. LAU (1989), U. BECK (1986), A. GIDDENS (2001) und M. HOLZINGER (1992) kann man diesen Wandlungsprozess in aller Kürze und stark vereinfachend wie folgt beschreiben:

Die *Vormoderne* ist durch „traditionelle Risiken“ gekennzeichnet. Risiken sind *individuell* zurechenbar und zeitlich begrenzt. Sie werden *freiwillig* eingegangen in der Befolgung gruppenspezifischer Verhaltensregeln. Sie sind sozial normiert, sanktioniert und wirken gemeinschaftsstiftend (Risikorituale: Duell, Mensur). Die Schadensfolgen trägt der Entscheider. Entscheider und Betroffene sind ident. *Gefahren* werden hingegen durch „höhere Gewalt“ verursacht (Gott, „die Natur“, Schicksal). Die Schadensfolgen tragen die Betroffenen. In der (Ersten) Moderne wird von „industriell-wohlfahrtsstaatlichen Risiken“ gesprochen. Risiken werden der Rationalisierung unterworfen und wahrscheinlichkeitstheoretisch kalkuliert. Risikokosten werden durch die Institutionalisierung des Versicherungswesens *vergesellschaftet*. Sie werden als Kostenfaktor individueller, betrieblicher und staatlicher Kalkulation zum Gegenstand von Aushandlungsprozessen zwischen ökonomischen Interessengruppen. Es findet eine Ablösung moralischer Risikozurechnung durch ökonomische Nutzenkalküle statt. Viele *Gefahren* werden durch neue Entscheidungsmöglichkeiten und technische Schutzmöglichkeiten *in Risiken transformiert*.

Völlig anders sieht die gegenwärtige Situation in der Zweiten Moderne aus, die von manchen Autoren gar als „Risikogesellschaft“ (U. BECK 1986) bezeichnet wird, die ausdrücklich durch völlig „Neue Risiken“ zu charakterisieren sei. Risiken sind nun gleichsam Mischformen aus industriell-wohlfahrtsstaatlichen Risiken und

<sup>3</sup> Konsequenterweise müsste hier eigentlich „Gefahr“ stehen. Denn niemand *lässt* einen Regenschirm absichtsvoll und auf Grund einer kalkulierten Entscheidung *liegen*. Mit einer gewissen Beruhigung nimmt der Autor zur Kenntnis, dass auch ganz große Denker wie N. LUHMANN dabei „erwischt“ werden können, die von ihnen selbst eingeführten terminologischen Konventionen nicht immer völlig konsistent zu gebrauchen.

*allgemeinen Lebensgefahren.* Man ist von ihnen *unfreiwillig* betroffen, obwohl sie ihre Ursachen in Entscheidungen und Handlungen von Individuen und Institutionen haben. Es handelt sich dabei häufig um *nicht intendierte Handlungsfolgen*, wobei ein *systematisches Auseinanderfallen von Risikoverursachung und Risikobetroffenheit* charakteristisch ist. Die hinter der Globalisierung stehenden Prozesse führen dazu, *dass Risiken in Gefahren transformiert werden.* Der anthropogene Klimawandel (so es ihn gibt) und seine Folgen oder Tschernobyl können unschwer als dramatische Belege dafür angeführt werden.

War der Hurrikan Katrina vor diesem Hintergrund ein Risiko oder eine Gefahr? Diese Frage ist gewiss nicht einfach und vor allem nicht undifferenziert zu beantworten, denn man muss hier unterschiedliche Gruppen von Entscheidern und Betroffenen auseinander halten (vgl. Abb. 7). Eine erste wichtige Gruppe sind die Bewohner von New Orleans. Sie werden vom Naturereignis Katrina betroffen. Damit wird das Ereignis in eine Naturkatastrophe transformiert. Wenn es nun stimmt, dass dieses Naturereignis anthropogen zumindest mitbedingt war – und das lässt sich zwar nicht zweifelsfrei „beweisen“, kann aber auch nicht mehr ausgeschlossen werden – dann sind hier all jene ökonomischen und politischen Akteure anzuführen, die den Globalisierungsprozess in den letzten Jahren aktiv vorangetrieben haben. Sie trafen Entscheidungen, setzten in den großen Konzernzentralen und globalen Organisationen Handlungen und gingen damit Risiken ein. Als nicht intendierte Handlungsfolge könnte dabei der anthropogene Klimawandel vorangetrieben und die Erwärmung der tropischen Meere eingeleitet worden sein. In ihrem Handeln wurden diese Akteure vor allem von den möglichen Chancen eines ökonomischen Gewinns motiviert. Das Risiko möglicher negativer Folgen auf Um-

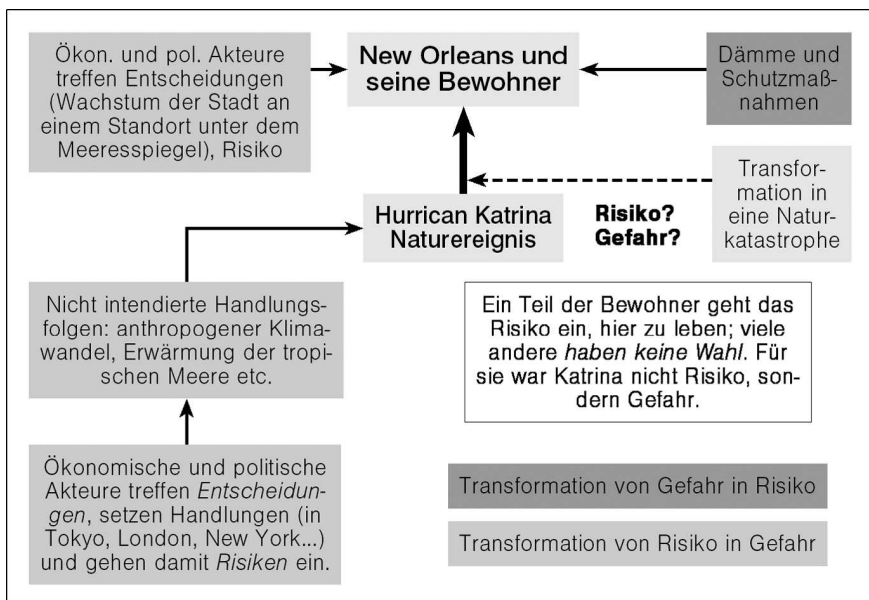


Abb. 7: Katrina und New Orleans – eine komplizierte Geschichte

welt und Klima war von diesen Akteuren problemlos einzukalkulieren. Denn diese privilegierten Akteure leben in der Regel in Gebieten, die eine geringere Gefährdungsexposition aufweisen. Außerdem leugnen sie meist die Möglichkeit derartiger Verursachungszusammenhänge.

Aber auch lokale und regionale Schlüsselakteure vor Ort trafen und treffen Entscheidungen, bei denen bewusst und reflektiert Risiken einzugehen waren. So ist die politische und stadtplanerische Entscheidung, das Wachstum einer Stadt an einem Standort unter dem Meeresspiegel voranzutreiben, nur bei einer hohen Risikoakzeptanz vorstellbar. Durch Schutzmaßnahmen und Dammbauten wurde Gefahr in Risiko transformiert. Bei der jetzt angesprochenen Akteursgruppe fallen jedoch Risikoproduktion und Gefährdungsbetroffenheit wenigstens zum Teil zusammen. Für den weit überwiegenden Teil der Stadtbewohner wird allerdings das Risiko, das andere eingegangen sind, zu einer Gefahr, der man ohne wirkliche Entscheidungsalternative einfach ausgesetzt ist. Nur wer frei entscheiden kann, ob er oder sie sich auf die Gefährdungsexposition einlässt, geht ein Risiko ein. Alle anderen Bewohner, welche diese Entscheidungsfreiheit nicht in Anspruch nehmen können, hatten und haben keine Wahl. Für sie war Katrina von vornherein nicht Risiko, sondern Gefahr.<sup>4</sup>

### **Folgerungen für die geographische Risikoforschung**

Der Autor behauptet keineswegs, mit diesen Überlegungen eine erschöpfende Darstellung aller denkbaren, wichtigen oder erwähnenswerten Distinktionsdimensionen von „Risiko“ abgehandelt zu haben. Er hat eine eher essayistische Darstellung des Themas versucht, die keinerlei Ansprüche auf Vollständigkeit und eine wirklich systematische Erörterung stellt. Dennoch lassen sich aus diesen wenigen Hinweisen einige Folgerungen für eine geographische Risikoforschung im weitesten Sinne ableiten:

1. Die Suche nach „der einen“ umfassenden, „verbindlichen“ und endgültigen Risikodefinition erscheint als nicht besonders sinnvolles Unterfangen und sollte abgebrochen werden. Die Ergebnisse der oben skizzierten sprachpragmatischen Analyse sollten deutlich gemacht haben, dass in den verschiedenen fachlichen Diskursen zum Thema „Risiko“ differente Bedeutungsvarianten des Begriffes entwickelt wurden, in denen jeweils *unterschiedliche Erkenntnisinteressen* zum Ausdruck kommen. Es handelt sich also um (mindestens) drei *unterschiedliche* Konzepte, die mit dem Wort „Risiko“ bezeichnet werden. Diese Mehrdeutigkeit ist nicht als Nachteil oder Defizit des Risikokonzepts anzusehen, sondern als Vorzug, der ein breites Spektrum von Analyse- und Erkenntnisoptionen eröffnet.
2. Für die Präzisierung der Bedeutungsvarianten von „Risiko“ in den verschiedenen Fachdiskursen kann mit großem Nutzen eine distinktionstheoretische Analyse eingesetzt werden. Mit ihrer Hilfe lässt sich zeigen, dass die verschiedenen Dimensionen von Risiko besonders klar über die jeweiligen Gegenkonzepte gefasst werden können.

---

<sup>4</sup> Tatsächlich war die Situation in New Orleans in Wahrheit noch wesentlich komplexer, was an dieser Stelle aber nicht näher ausgeführt werden kann (vgl. z.B. REICH 2005).

3. Die verschiedenen Bedeutungsdimensionen von „Risiko“ sind universell anwendbar und keineswegs auf Einzeldisziplinen oder eine einzelne Wissenschaftshauptgruppe begrenzt. So kann die aus der Ökonomie stammende Bedeutungsdimension „Risiko versus Chance“ mit großem Nutzen auch für naturwissenschaftliche Fragestellungen nutzbar gemacht werden.
4. Das Thema „Risiko“ ist zweifellos sowohl für physiogeographische als auch für humangeographische Fragestellung von hoher Relevanz. Besondere Bedeutung dürften Fragen der Risikoforschung für den Erkenntnisbereich der „Dritten Säule“ (vgl. P. WEICHHART 2003) besitzen. Dies wird besonders dann deutlich, wenn man die *verschiedenen* Interpretations- und Deutungsvarianten von „Risiko“ im Rahmen konkreter Fallbeispiele kombiniert.

## Literatur

- BECK, U. 1986: Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.
- BECK, U. u. C. LAU (Hrsg.) 2004: Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? Frankfurt a. M., (= Edition Zweite Moderne).
- BECK, U., W. BONß und C. LAU 2004: Entgrenzung erzwingt Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? In: BECK, U. u. C. LAU (Hrsg.): Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? Frankfurt a.M., S. 13–62 (= Edition Zweite Moderne).
- BÖSCHEN, ST. et al. 2004: Die Erwartung des Unerwarteten. Science Assessment und der Wandel der Risikoerkennung. In: U. BECK und C. LAU (Hrsg.): Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? Frankfurt a.M., S. 123–148 (= Edition Zweite Moderne).
- BOURDIEU, P. 1987: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 658).
- EGNER, H. 2006: Autopeiosis, Form und Beobachtung – moderne Systemtheorie und ihr möglicher Beitrag für eine Integration von Human- und Physiogeographie. In: Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft 148, S. 92–108.
- FOUCAULT, M. 1974: Die Ordnung des Diskurses. München.
- FUCHS, S. 2004: Development of Avalanche Risk in Settlements – Comparative Studies in Davos, Grisons, Switzerland. A dissertation submitted to the University of Innsbruck, Faculty of Natural Sciences. Innsbruck.
- GAZSÓ, A. 2005: Risiko – Definition, Kriterien, Konzepte. Wien, unveröffentlichtes Manuskript, 12 Seiten.
- GIDDENS, A. 2001: Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung unser Leben verändert. Aus dem Englischen von Franz JAKUBZIK. Frankfurt a.M.
- GLADE, T. 2007: Raum-Zeit-Analysen in der Geomorphologie – ein Beitrag zur Risikoforschung. Antrittsvorlesung, Universität Wien, 15.01.2007.
- HOLZHEU, F. 1987: Die Bewältigung von Unsicherheit als ökonomisches Grundproblem. – In: Bayerische Rück (Hrsg.): Gesellschaft und Unsicherheit. Karlsruhe, S. 11–36.
- HOLZINGER, M. 1992: Wohin treibt die Risikogesellschaft? In: sic et non, Onlineforum für Philosophie und Kultur. <http://www.archiv.sicetnon.org/artikel/sozial/risiko.htm#drei> (29.01. 2007)
- JOKISCH, R. 1996: Logik der Distinktion. Zur Protologik einer Theorie der Gesellschaft. Opladen.
- JOKISCH, R. 1999: Technik und Kunst: Distinktionstheoretische Beobachtungen. In: St. WEBER (Hrsg.): Was konstruiert Kunst? Kunst an der Schnittstelle von Konstruktivismus, Systemtheorie und Distinktionstheorie. Wien, S. 47–118 (= Passagen Kunst).

- JOKISCH, R. 2000: Entscheidung. Eines der drei aktivistischen Konzepte einer Theorie der Gesellschaft. Eine distinktionstheoretische Beobachtung. [www.tu-berlin.de/~society/Jokisch\\_GB\\_Entscheidung.htm](http://www.tu-berlin.de/~society/Jokisch_GB_Entscheidung.htm) (21.10.2005.)
- KELLER, R. et al. 2001: Zur Aktualität sozialwissenschaftlicher Diskursanalyse – Eine Einführung. In: R. KELLER et al. (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band I: Theorien und Methoden. Opladen, S. 7–27.
- KYRER, A. 2005: Wirtschaft von A-Z. Das IV-Industrielexikon. 2. Aufl. Wien.
- LAU, C. 1989: Risikodiskurse: Gesellschaftliche Auseinandersetzungen um die Definition von Risiken. In: Soziale Welt, S. 418–436.
- LUHMANN, N. 1987: Soziale Systeme: Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a.M.
- LUHMANN, N., 1990, Risiko und Gefahr. In: N. LUHMANN: Soziologische Aufklärung 5: Konstruktivistische Perspektiven. Opladen, S. 131–169.
- LUHMANN, N. 1991. Soziologie des Risikos. Berlin.
- LUHMANN, N. 1997. Die Moral des Risikos und das Risiko der Moral. In: G.BECHMANN (Hrsg.): Risiko und Gesellschaft. Opladen, S. 327–338.
- MACHA, C. 1993: Die ökologische Risikoproblematik bei Habermas, Beck und Luhmann: Ein Theorievergleich. Wien, Dissertation WU, Allg. Soziologie und Wirtschaftssoziologie.
- POPPER, K. R. 1976: Logik der Forschung. Tübingen.
- REICH, A. 2005: Das New Orleans-Syndrom. <http://germany.indymedia.org/2005/09/127346.shtml> (31.01.2007).
- SPENCER BROWN, G. 1969: Laws of Form. New York.
- WEICHHART, P., in Druck: Neoliberalism Meets Political Economy. Politikversagen, Entdemokratisierung und die vergebliche Hoffnung auf Governance in der Zweiten Moderne. In: K. BRUCKMAIER und W. SERBSER (Hrsg.): Ethik und Umweltpolitik. Humanökologische Positionen und Perspektiven. Jahrestagung 2006 der DGH. München, (= Edition Humanökologie, Bd. 4).
- WEICHHART, P. 2003: Physische Geographie und Humangeographie – eine schwierige Beziehung: Skeptische Anmerkungen zu einer Grundfrage der Geographie und zum Münchner Projekt einer „Integrativen Umweltwissenschaft“. In: G. HEINRITZ (Hrsg.): „Integrative Ansätze in der Geographie – Vorbild oder Trugbild?“ Münchner Symposium zur Zukunft der Geographie, 28. April 2003. Eine Dokumentation. Passau, S. 17–34 (= Münchener Geographische Hefte 85).
- WEICHELSENGARTNER, J. 2000: Hochwasser als soziales Ereignis. Gesellschaftliche Faktoren einer Naturgefahr. In: Hydrologie und Wasserbewirtschaftung, 44, S. 122–131.
- WEICHELSENGARTNER, J. 2002: Naturgefahren als soziale Konstruktion. Eine geographische Beobachtung der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit Naturrisiken. Aachen.
- WEICHELSENGARTNER, J. 2003: Toward a Policy-Relevant Hazard Geography: Critical Comments on Geographic Natural Hazard Research. In: Die Erde, 134, S. 181–193.
- WHORF, B.L. 1963: Sprache, Denken, Wirklichkeit. Reinbek.